Karl Jörn's Sängerfahrt in Südamerika.

Eine Anden-Reise im Schnee aus Furcht vor den Engländern. — „Man schießt" im Opernhaus von Buenos Ayres. — Latente Deutschfreundlichkeit. — Jörn's Konzert für die Geretteten der „Dresden".

Wenn Einem die gütige Natur ein lustiges Knabengemüt beschert hat und eine goldene, goldbringende Tenorkehle, dann läßt man sich auch nicht durch den Weltkrieg anfechten, die große deutsche Wanderlust zu befriedigen. Karl Jörn trat daher, unbeirrt durch all' den Gestank feindlicher Stimmung, den die Herren Engländer aufgewirbelt hatten, im vergangenen Sommer seine des Längeren kontraktlich festgelegte Gastspielreise nach Südamerika an, vor der er erst vor Kurzem zurückgekehrt ist. Wenn Jemand eine Reise tut, dann kann er was erzählen, namentlich, wenn es sich um eine solche ganz außergewöhnliche Reise handelt. Denn Karl Jörn hat auf dieser Fahrt die Augen und Ohren weit aufgetan, viel Interessantes gehört und gesehen und wußte darüber dieser Tage im Hotel Astor sehr anregend zu plaudern.

Carl Jörn.

Die Schwierigkeiten seiner Reise begannen eigentlich schon vor seiner Abfahrt, mit einem stockamerikanischen Pianisten zusammen, nach Panama. Die brasilianische Linie verweigerte ihm aus Furcht vor den Engländern die Passage, bis ihm der Gouverneur des Staates New York, noch telephonischer Anfrage, so eine Art Geleit- und Empfehlungsbrief mitgab. Von Panama ging's auf einem englischen Dampfer, auf dem Deutsch und Deutsche verpönt waren, nach Callao. Jörn reiste notgedrungen als Russisch-Amerikaner und lernte an Bord den Herausgeber einer peruanischen Zeitung kennen, der ein angebliches Interview mit ihm zum Ausdruck brachte, das in die deutschen Blätter Chiles überging und ihm fürchterliche Angriffe eintrug. „Mich, Karl Jörn, Sohn eines nie in Rußland naturalisierten Deutschen, Reserve-Unteroffizier des 9. Grenadier-Regiments in Pommerisch-Stargard, haben sie mit d'Annunzio in einem Atem genannt", erklärte er lachend.

Dabei war Jörn heilfroh, als er für die Weiterfahrt nach dem verträumten Lima mit seinen sechstausendjährigen Inka-Erinnerungen einen von den viel bequemeren und eleganteren chilenischen Dampfern besteigen konnte, auf dem er für die wenigen gutesinnigen Deutschen an Bord wieder ab und zu ein deutsches Lied sang. Von Lima erzählt er u. a. „Die Deutschen haben in Lima einen sehr schweren Stand gehabt und waren sozusagen von allen Nachrichten abgeschnitten. Für längere Zeit tischte man ihnen nur die Lügenberichte der Alliés auf. Heute ist es besser geworden, weil sich die Deutschen zusammentaten und sich für schweres Geld die neuesten Nachrichten telegraphisch kommen lassen. Der seit dem 1. Oktober tätige neue Präsident der Republik ist außerdem ein großer Deutschenfreund, der eine Deutsche zur Frau hat, und somit geht es den Deutschen dort besser."

Von Lima ging es in anregender Fahrt nach Guayaquil und dann weiter die Küste entlang nach Valparaiso. Doch lassen wir Karl Jörn erzählen:

„Als wir endlich in Valparaiso angekommen waren, stellten sich neue Schwierigkeiten ein. Die Anden waren eingeschneit, und es war keine Möglichkeit, hinüberzukommen. Schließlich, nachdem wir alles in Bewegung gesetzt, erklärte sich eine Expreß Co. bereit, uns auf Maultieren über die Anden zu schaffen. Wir wurden von allen Seiten davor gewarnt, und es wurde uns mitgeteilt, daß dies mit Lebensgefahr verbunden sei, aber ich konnte nicht anders, ich mußte hinüber. Den eventuellen Weg über die Magellan-Straße mit dem Schiff konnte ich nicht nehmen, da diese Wasserstraße von den Herren Engländern beherrscht wird, die erklärten, nachdem sie erfahren hatten, daß ich Deutscher sei und eventuell ihre Pfade kreuzen würde, sie hätten schon lange auf mich gewartet und würden mir eine Falle stellen, damit ich ihnen nicht entginge. Ich bin aber nicht in ihre Falle gegangen.

„Nun also ging die Reise los. Der erste Tag bis zum Fuße der Anden — blühendes Land, blühende Gärten, herrliche Natur, prachtvolle grüne üppige Berge und auf ihren Häuptern der Schnee. Neue Schwierigkeiten stellten sich ein. Die Bahnlinie, die uns wenigstens 40 Kilometer weit hätte bringen sollen, streikte und es war unmöglich, weiterzukommen. Und so mußten wir einige Tage warten, bis die nächste Post über die Anden befördert wurde, die sich herbeiließ, uns eine Strecke mitzunehmen. Also fuhren wir los, 40 Kilometer ins Gebirge hinein und dann auf Maultieren und mit Gepäckträgern. Wir waren im Ganzen 7 Personen. 30 Kilometer weit auf sehr gefährlichen Wegen am Abhang entlang und in tiefem Schnee bis zur ersten Unterkunftshütte, ging alles gut, da wieder neuer Trubel.

Die letzte Fahrt des Geschwaders von Admiral Spee.

Die Träger streikten und durch einen der Leute erfuhren wir, daß die Bande beschlossen hatte, uns einfach im Gebirge sitzen zu lassen, um einen hohen Geldbetrag zu erpressen. Dasselbe hatten sie schon vorher mit einer anderen Karawane gemacht. Wir wurden sogar gewarnt, daß unser Leben in Gefahr sei, und wurden gefragt, ob wir Revolver bei uns hätten. Es stellte sich glücklicherweise heraus, daß drei Personen bewaffnet waren. Die Nacht brach an, und wir wurden öfters aus unserem Lager aufgestört und dachten natürlich jedesmal, jetzt ist der Ueberfall da, aber es war nur immer eine harmlose Rücksichtslosigkeit des Gastwirts, und in Wirklichkeit ereignete sich nichts. Um keinen Skandal zu machen, einigten wir uns durch Geld, so gut dies ging, und am nächsten Morgen ging die Reise weiter. Der Schnee war so tief, daß von Telegraphenleitung nichts zu sehen war und nur noch die Telegraphenstangen ihre Köpfe herausstreckten, doch hatte sich der Schnee so fest gesackt, daß wir ganz leidlich bis zur nächsten Station kamen. Ausgesehen müssen wir haben wie Kalmücken, denn unsere Gesichter waren eingefettet, wir mußten schwere Winterkleidung tragen und dabei brannte die Sonne erbärmlich, wo es windstill war. Aber die Hauptsache war überstanden, und nun hieß es, 3½ Kilometer durch einen Tunnel wandern; und als wir auf der anderen Seite herauskamen, wurden wir von einem Blizzard überrascht, der so schwer war, daß wir keine fünf Schritte sehen konnten. Nun erklärten die Führer, wir könnten unmöglich weiter kommen, da die Wege verschneit und Gefahr vorhanden sei, daß wir stecken blieben. Es war aber nur 1½ Kilometer bis zur nächsten Unterkunftshütte, und diese Strecke mußten wir um jeden Fall noch wagen. Mit Mühe und Not erreichten wir endlich diese Hütte und waren wenigstens geborgen. Sie war ganz von Schnee eingehüllt und ringsherum zum Schutze der Stürme von hohen Schneemauern umgeben. Für teures Geld bekamen wir dort etwas zu essen, was wir nicht genießen konnten, und ein Nachtlager, wo der Wind herein und der Schnee uns ins Gesicht blies und wir vor Kälte zitterten. Die Damen hatten ein besseres Lager. Fünf Tage sind wir ohne uns zu waschen und in unseren Kleidern geblieben. Endlich hörte aber doch das Schneegestöber auf, und nach vielem Palavern brachten wir es fertig, daß am nächsten Punkt, der Puenta del Inka-Brücke, die Maultiere für uns bereit sein würden. Wir wanderten durch tiefen Schnee 15 Kilometer, aber diesmal ging es bergab, und wir hatten auch Glück mit dem Wetter, so daß alles Vorhergegangene aufgewogen wurde und dieser Spaziergang in meiner Erinnerung ewig schön bleiben wird, wenn auch die Strapazen ein wenig groß waren.

„Auf diesem Weg eröffnet sich mit einem Mal das Tal und man sieht den majestätischen Aconcagua, nächst dem Himalaya die höchste Bergkette der Welt, hervortreten. Man hat versucht, ihn zu besteigen, und ich bin auch später noch mit einem Mann zusammengetroffen, der noch heute unter den Folgen einer Besteigung zu leiden hat. Höher wie 4500 Meter sind sie trotz aller Ausrüstung und Anstrengung nicht gekommen, da die dünne Luft den Aufenthalt unmöglich machte.

„In Puente del Inka erwarteten uns die Maulesel und nun weiter, immer durch tiefen Schnee. Es ist wunderbar, wie sich die Maultiere dem Klima anzupassen verstehen. Die Chilenen sagen, die Maultiere sind klüger als die Menschen. Ein Tier geht in des anderen Fußstapfen, es tritt nicht auf, wenn es nicht sicher ist, u hin den Fuß zu setzen und tastet vorsichtig und mit dem Kopf nach vorn gebeugt, Schritt für Schritt nach dem richtigen sicheren Weg. Eines folgt des anderen Fußstapfen und daher ist es für den Treiber sehr schwer, das erste Tier zum gehen zu bringen. Dafür wird immer das größte Tier ausgesucht, das mit einer Glocke behangen wird, und den Weg bahnt.

„Dann wurde es Nacht, wir froren wie die Schneider, wir waren auf einem Berg, der von beiden Seiten von rauschendem Wasser umgeben war, wir konnten nichts mehr sehen, wußten nicht wo ein noch aus, und streikten alle, denn um weiter zu kommen, hätten wir durch den Fluß waten müssen, wozu wir nicht zu bewegen waren. Wir hatten schon eine schlechte Erfahrung vorher gemacht, wo beim Waten durch einen Fluß einer der Leute ein Bein gebrochen hatte. Er war von seinem Tier im Wasser heruntergeglitten, kam unter das Tier, blieb hängen und brach das Bein, und wir wollten keinen zweiten Fall riskieren. Also einigten wir uns, zu Fuß zu gehen. Mehr rutschend und tritschend, als gehend, ging es weiter, durch das Wasser wurden wir einzeln auf dem besten Maultier hinübergeführt, indem der Führer mit seinem Maultier voranging. Dann weiter in die Nacht hinein, aber gottlob war dieser Teil des Weges etwas besser. Wir langten endlich mehr tot als lebendig in San Juan de Amarilles an, und dort nahmen wir, nachdem wir die Nacht durchwacht hatten (ein Hotel gab es nicht) den Morgenzug nach Mendoza. Von hier aus ging es per Schlafwagen nach Buenos-Ayres.

* * *

„Dort angekommen, stellte ich mich sofort der Operndirektion vor, die sich weigerte, mich auftreten zu lassen, weil ich angeblich zu spät gekommen war. Das war aber nur ein Vorwand, denn ich hatte sie immer auf dem Laufenden gehalten, sie wußten, daß ich unterwegs war und hätten irgend eine Wagneroper vorbereiten können. Sie hatten aber nicht das geringste vorbereitet, woraus zu ersehen war, daß sie sich weigerten, überhaupt deutsche Oper zu geben. Ich bestand auf meinem Vertrag, und nach dreitägigen Verhandlungen mit meinem Rechtsanwalt wurde der Vertrag für das nächste Jahr anerkannt. Man gab mir aber doch eine Chance und ich sang einen Akt „Lohengrin". Als ich bei der Probe sang, erklärten die Mitglieder des Orchesters, daß sie mich niederschießen würden, wenn ich es wagen würde, deutsch zu singen. Ich erklärte, sie könnten ruhig schießen, ich stehe da und singe, und ob ich dort oben für das Deutschtum den Tod fände oder in der Heimat in den Schützengräben als Unteroffizier im Grenadier-Regiment No. 9 wäre mir egal. Der Abend kam heran, ich sang deutsch und es passierte nichts. Meine Freunde sagten mir später, sie hätten im Parkett um mich gezittert und mehr Angst ausgestanden, als ich dachte, aber sie sagten: „Schon durch Ihr Erscheinen und Ihr ruhiges, sicheres Auftreten hatten Sie das Publikum gewonnen. „Ein persönlicher Freund erzählte mir, vor ihm hätten ein paar Engländer gesessen, die sagten: „Wie kann er es nur wagen, deutsch zu singen?" Schließlich hatte ich einen großen Erfolg und wurde zum Schluß sogar mit einer goldenen Medaille von dem dortigen Preßklub überrascht, gewissermaßen als Pflaster auf meine Wunden.

„Ich gab übrigens noch einige Konzerte, auch Wagnerabende."

Die persönlichen Erlebnisse brachten Herrn Jörn auf die allgemeine Stimmung der von ihm bereisten Länder Südamerikas gegenüber dem Weltkrieg. „Die antideutsche Strömung, erklärte er entschieden, „ist durchaus nicht in dem Maße vorhanden, wie es uns die von England beeinflußte Presse glauben machen möchte. Im Gegenteil, die Bevölkerung ist eher auf unserer Seite. Während meiner Anwesenheit in Buenos Ayres wurde ein Nationalfesttag gefeiert. Irgend eine Erinnerung an einen „Sieg" über die Engländer in den 60er Jahren — die Argentiner haben bekanntlich niemals England's Besitzrechte in den Falkland-Inseln anerkannt — ist, wenn ich mich nicht irre, damit verknüpft. Es gab eine große Festparade und nachher zog das Militär mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel zum Gebäude des Deutschen Klubs, spielte d. deutsche Nationalhymne und die Soldaten, wie alle mitgezogenen Civilisten veranstalteten eine begeisterte Ovation für das Deutschtum mit einem „Heil dem Kaiser" aus tausend Kehlen. Die beeinflußte Presse hütete sich, auch nur eine Zeile über diesen Vorfall, der Stadtgespräch war, zu bringen.

„Auch sonst stö.. man überall auf Beweise der eigentlich deutschfreundlichen Gesinnung der spanisch sprechenden Bevölkerung. Da die große Zeitung „Prensa" von englischem Kapital kontrolliert wird und einige andere Blätter die argentinischen Dependenzen der französischen Agence Havas sind, ließ Herr Tjarr, der Herausgeber der deutschen „La Plata-Zeitung" bald nach Ausbruch des Krieges die „Union" als erste deutschfreundliche Zeitung in spanischer Sprache erscheinen. Binnen sechs Monaten hatte dieses Blatt bereits eine Auflage von 100,000 Exemplaren und drei Konkurrenzblätter, die ebenfalls in spanischer Sprache die Sache der Deutschen unterstützten. Zu statten kommt ihnen, daß sie sich aus New York die drahtlosen Nachrichten, die über Sayville kommen, kabeln lassen. „Prensa" und Genossen unterdrücken diese Nachrichten, die übrigens auch in den deutschen Klubs in Buenos Ayres, Rosario und Montevideo (Uruguay), die ebenfalls darauf abonniert sind, ausliegen. Auch die vielfach gelesene „New Yorker Staats-Zeitung" ist eine Bezugsquelle dieser Zeitungen, mit ihren Nachrichten, Spezialartikeln u. s. f. Im Uebrigen bringen die Dampfer auch die Zeitungspost aus Deutschland, soweit die Engländer nicht Postraub begehen.

„Auch in Chile ist, trotz aller englischen Lügenberichte darüber, der deutschfreundliche Unterton der Stimmung unverkennbar. Valdivia ist so gut wie deutsche und in der Hauptstadt Santiago ist der „Mercurio" von den Engländern aufgekauft, die anderen Zeitungen bemühen sich, neutral zu bleiben. Gerade dem „Mercurio" hat ein deutscher Bewohner von Santiago einen sehr amusanten Streich gespielt. Er gab dort eine bezahlte Anzeige auf, die wörtlich lautete: „Dieses Blatt ist ein Schmierblatt, und kein Deutscher sollte es lesen." Da man im Sanktum des „Mercurio" nur englisch und spanisch spricht, wurde die Anzeige anstandslos am nächsten Tage zum Abdruck gebracht. Zum großen Gaudium Santiagos.

„Die Engländer haben Berichte darüber in die Welt gesandt, daß die Stimmung in Chile zu Ungunsten der Deutschen sich geändert habe, seitdem sie Salpeter für Munition direkt aus der Luft ziehen. Das ist aufgebauschte Stimmungsmache; das große Publikum in Chile hat überhaupt kein Interesse an der Sache.

„Bewunderungswürdig, einfach ganz kollosal, ist die Opferwilligkeit der Deutschen in Chile. Im ganzen Lande wird Stat nur noch für das deutsche Rote Kreuz gespielt. Jeder Deutsche in Chile hat sich selbst, für den deutschen Hilfsfonds, eine Kriegssteuer auferlegt, deren Ertrag, wie mir der Kassier des Deutschen Vereins in Santiago, Herr Betzold, mitteilte, sich auf 36,000 Pesos im Monat beläuft, (der Peso zu 82 Pfennig nach dem heutigen Kurse). Etwa 500,000 Pesos in ganz Chile.

„In Talca, einer chilenischen Stadt von 100,000 Einwohnern, kündigte ein belgischer Stimmungsmache-Emissär der Alliierten einen Vortrag über die Kriegslage an. Er mußte versprechen, nicht gegen Deutschland zu wettern, brachte aber doch das ganze bekannte Lügen-Material vor und schimpfte den Kaiser einen „Barbaren". Da stand das ganze Parkettpublikum, an der Spitze die Behörde, auf und verließ das Lokal. Ich selbst gab einträgliche Konzerte für das deutsche Rote Kreuz in Santiago, Valparaiso, Valdivia, Osorno (Chile) und Buenos Ayres, und Mendoza (Argentinien)."

* * *

Die schönste Erinnerung von allen hat Karl Jörn von dem Konzert mitgebracht, das er auf der chilenischen Insel Quiriquina der daselbst internierten Mannschaft der „Dresden", den 380 Ueberlebenden von Admiral von Spee's heldenmütigem Geschwader am 14. September gegeben hat. In Santiago hatte er den Kapitän Lüdecke getroffen, dem längerer Landurlaub erteilt war, und mit ihm dieses Freikonzert für seine wackeren Leute verabredet. Karl Jörn erzählte davon mit bewegter Stimme und leuchtenden Augen:

„Als wir in Conception ankamen, begrüßte uns am schwarzen Brett des deutschen Clubs daselbst die amtliche Verfügung, Niemand dürfe die Insel besuchen, auch sei es der Mannschaft verboten, sie zu verlassen. Die Verfügung wurde erlassen, weil drei Mann, die mit den anfänglich nicht sehr glänzenden Zuständen auf der Insel unzufrieden waren, die Flucht zu ergreifen suchten, aber erwischt und zurückgebracht worden waren. Da war guter Rat teuer. Ich wandte mich telegraphisch an den mir persönlich befreundeten Präsidenten von Chile, Herrn Barus Luco, mit der Bitte um die Erlaubnis, das Konzert geben zu dürfen. Der Sicherheit halber machte ich aber auch dem chilenischen Admiral, welcher das Kommando auf der Insel führt, meine Aufwartung, der, wie er mir mitteilte, bereits von Santiago Nachricht hatte und mir die Erlaubnis erteilte, mit meinem Begleiter auf die Insel zu gehen. Dort traf ich die wackeren deutschen Seeleute auf kleinen Schemeln vor der improvisierten kleinen Konzertbühne versammelt, die sie mit dem Grün des chilenischen Frühlings und den deutschen Landesfarben geschmückt hatten. Es war rührend, die leuchtenden Blicke der Offiziere und Mannschaft zu sehen, als ich ihnen deutsche Lieder sang. Die Tränen waren manchem der braunen Seehelden nahe, denn, wie es Tags darauf, ein Dichter in Santiago besungen hat:

Deutsche Lieder in der Fremde
Klingen doppelt traut und schön,
Ihre Sprache zwingt zu Tränen,
Durch die Seele zieht ein Sehnen,
Ahnungsvoll von Wiedersehn.

„Ich sah mich natürlich mit großem Interesse auf der Insel um. Sie ist borne Flachland, eine Meile lang und eine halbe Meile breit. Dies Flachland bedeutet die Bewegungsfreiheit der 380 Gefangenen. Auf der anderen Seite ist sie gebirgig mit einer wundervollen natürlichen Festung in der Art von Helgoland, die kein Unberufener betreten darf. Das Lager der Internierten ist eine weite Halle, die früher wohl in großer Stall oder ein Depot gewesen sein mag, aber jetzt innen zweckmäßig ausgebaut und mit gesunden Kasematten hergerichtet. Die Verpflegung, über die anfänglich geklagt wurde, ist jetzt gut. Obst und frisches Gemüse kommt täglich von Talcuana herüber, einer Stadt von 30,000 Einwohnern, die jenseits des Wassers in einer Hacienda-Gegend liegt. Auch die Fleischversorgung ist gut, die Zustände im Allgemeinen erträglich. Im Anfang existierte eine Zeit lang ein zu vielen Klagen Anlaß gebendes absolutes Kommunikations-Verbot. Das wurde aber auf Vorstellungen des deutschen Gesandten in Santiago, Baron Eckert, aufgehoben. Er setzte es durch, daß 20 Mann täglich Landurlaub nach Tacuana bekommen. Nicht viel, aber so kommt doch in 19 Wochen ein Jeder an die Reihe. Zur Ueberfahrt wird das einzige Motorboot benutzt, das von dem Untergang der „Dresden" gerettet wurde, als die Engländer den widervölkerrechtlichen Ueberfall auf den deutschen Kreuzer in den chilenischen Gewässern bei der Insel San Juan Fernandez verübten und die „Dresden" schließlich in die Luft gesprengt wurde. Drüben in Talcuana fraternisieren die Beurlaubten mit der Bevölkerung und mit der Mannschaft eines dort internierten Dampfers der Hamburger Kosmos-Linie, von welch' letzterer übrigens der Eine oder der Andere unter plausiblen Vorwänden den Besuch erwidert.

„Es ist wundervoll, wie ein jeder Unteroffizier mit ein paar Mann ein Stückchen des Flachlandes des Insel, guter dunkler Boden, unter Kultur gebracht hat. Sie ziehen dort Gemüse, haben kleine Lauben mit Schlinggewächs-Ranken auf den Parzellen, ferner saubere Hühnerställe, Enteneiche und einen Taubenschlag angelegt. Das Ganz ist ein Bild im Kleinen davon, was deutscher Organisationsgeist unter erschwerenden Umständen fertig zu bringen vermag.

„Die Mannschaft exerziert, turnt, spielt Fußball und erhält sich bei bester Gesundheit. Sie hausen zu zwei und drei in sauberen kleinen Zimmern, die anfänglich sehr kahl waren, aber bald hübschen Bilder- und Nippesschmuck, Liebesgaben von Deutschen in Chile, erhielten. Die brave Mannschaft, welche bei dem Untergang des Kreuzers alle ihre Habe verlor, wurde zuerst von diesen Deutschen auch mit Kleidern versehen, aber dann errichtete sie auf der Insel eine Schneiderwerkstatt, wo sie wieder ihre regelrechten blauen Uniformen herstellen. Eine große Badehalle für etwa 40 Mann, mit Brausebädern, wurde ebenfalls von der Mannschaft erbaut. Sie halten jetzt auch ihre eigenen Kühe und Schweine. Leider erkrankten acht Mann an Trichonosis und einige starben. Es ist ein Rätsel wie die Seuche eingeschleppt wurde, da sie in ganz Chile nicht existiert. Seither werden schweinerne Räucherwaren nicht mehr roh genossen. Ich selbst sah noch einige der Rekonvaleszenten.

„Die Offiziersmesse ist ein langgestreckter Holzbau, in dem auch die Küche untergebracht ist und in welchem Kapitän Lüdeke und Kapitänleutnant Wieblitz ihre Amtsstuben haben. In der Messe gab es nach dem Konzert eine feuchtfröhliche Fidelitas. Die Weine, Liköre und sonstiger guter Stoff sind wieder Stiftungen der begeisterten Deutschen Chiles und laufen durchaus nicht etwa knapp ein. Beim funkelnden Glase mußte ich noch mindestens ein halbes Dutzend Lieder zugeben, deren Inhalt der Gelegenheit entsprach. Auf der Höhe der Fidelitas herrschte doch eine wehmütige Grundstimmung, denn es wurde allgemein das berühmte deutsche Kriegslied von der „Heimat" verlangt. Als ich meinte, ich sollte es doch lieber nicht singen, denn sie würden dann wohl weinen, erklärte einer der Offiziere, das hätten sie wohl schon die ganze Zeit über getan.

„In Santiago gab ich tags darauf ein Konzert für das deutsche Rote Kreuz, bei dem 500 Personen sich einstellten, darunter — und das berührte die von England subventionierte Presse peinlich — die Spitzen der Behörden. . . .

„Meinen Bescheid über mein Ansuchen um Erlaubnis, den Leuten von der „Dresden" ein Konzert zu geben, traf sodann zwei Tage, nachdem es vorüber war, ein. Die chilenische Behörde teilt mir klipp und klar mit, daß — die Genehmigung versagt werden müßte. . . .

„So deckt man sich dokumentarisch den Rücken gegenüber den Engländern in einem wirklich neutralen Lande. . . ."

Worauf mir Karl Jörn wehmütig, verständnisinnig die Hand drückte und wir zum Abschied noch einmal mit einem unausgesprochenen Wunsch die Gläser anstießen.

A. P.

Die Mannschaft der „Dresden".

Der englische Esel.

Unter dem schönen Titel „Der Esel" schreibt der Londoner „New Statesman" Mitte Januar u. a.:

„Im gegenwärtigen Augenblick gibt es sicherlich keine größere Gefahr für die Welt als den Esel. Es war die Eselei der Stuarts, durch die sie des englischen Thrones verlustig gingen. Es war die hartnäckige Eselei Georgs III., die für England die amerikanischen Kolonien verloren gehen ließ. Die Geschichte ist ein Epos der Vernichtung von Eseln oder der Vernichtung, die die Esel über unschuldige Völker gebracht haben. Der Esel hat diese hervorragende Rolle in der Geschichte gespielt, weil seine Hartnäckigkeit andauernder ist als Charakter, und beharrlicher als Klugheit. Der kluge Mann wird seiner Klugheit müde werden, bevor der Esel müde wird, ein Esel zu sein. Das ist die Stärke des Esels. Sein Geschrei erschallt durch die Jahrhunderte wie die Stimme eines Eroberers. Er ist nicht nur in den Tempel eingedrungen, sondern auch in die Politik, in die Literatur und in die Künste.

Der Esel ist ebenso unbelehrbar, wie er ernsthaft dreinblickt. Er blickt immer ernsthaft drein, selbst wenn man ihn im Verdacht hat, er sei ein wenig frivol. In den Verhandlungen eines englischen Magistrats z. B. trat kürzlich diese eselhafte Ernsthaftigkeit auf, als man die Ausmerzung des Namens eines deutschen Fabrikanten von dem Zifferblatt der Gemeindeuhr beschloß. Offenbar hatten die erwachsenen Männer, die einen solchen Beschluß faßten, ganz und gar nicht begriffen, daß wir uns inmitten der ernsthaftesten Krisis befinden, die seit mehr als einem Jahrhundert über die Welt gekommen ist. Niemand, der besitzt, was man „Pferdeverstand" nennt, wäre auch nur im Traum auf den Gedanken verfallen, daß der Sache der Freiheit Europas dadurch zu helfen sei, daß man ein paar Buchstaben auf einer Uhr auskratzt.

Ein paar Tage später lasen wir einen Brief von einem Herrn, der seine Landsleute aufforderte, das Beispiel dieses Magistrats für die Namen der Straßen und Plätze in London nachzuahmen. Er betonte, daß es ein nationaler Schandfleck sei, daß London einen teutonisch benannten „Hanover Square" besitze. Glücklicherweise haben Ablenkungen dieser Art von der ernsthaften Sache des Krieges wenig Wirkung. Aber sie sind zahlreich genug, um die Annahme zu rechtfertigen, daß der Esel ein Tier ist, das in England noch lange nicht ausgerottet ist.

Es kommen aber noch viel ernstere Fälle vor. In den beiden Häusern des Parlaments sitzt eine Anzahl von Herren, deren Geist sich beständig mit derselben Art ernsthafter Frivolitäten und hartnäckiger Nichtigkeiten beschäftigt. Das beste Material für die Naturgeschichte des Esels ist in der Tat nicht im Buffon zu finden, sondern im „Hansard" (Sammlung englischer Parlamentsberichte). Ein Kenner von Eseln hat geschrieben, es würde interessant sein, festzustellen, welches die verschiedenen Bedingungen sind, unter denen eine Abart des wilden Esels zu einem scheuen Tier, eine andere Abart zu einem neugierigen Tier wird. Was das Wesen der neugierigen Abart des Esels betrifft — enthalten nicht jeden Tag die Parlamentsberichte peinliche Belege dafür? Da ist zunächst die Art, die fragt, ob das Ministerium des Innern weiß, daß ein kleines Mädchen, dessen Großmutter, obwohl in Italien geboren, eine deutsche Stieftante hat, an einer Nähmaschine in der Umgegend einer Munitionsfabrik in Bubletown beschäftigt wird, und ob das Ministerium dafür sorgen will, daß sie ohne weitere Verzögerung interniert wird? Dann gibt es einen, der fragt, ob es zutrifft, daß Lord Haldane gesehen wurde, wie er während eines Besuches in der Schweiz kürzlich Würste aß — ob dies nicht ein Beweis deutschfreundlicher Sympathien sei, ob die Regierung ihn bevollmächtigte, die Würste zu essen, und ob die Würste auf Kosten der Nation oder aus Lord Haldanes eigener Tasche bezahlt würden? Eine dritte Abart ist neugierig hinsichtlich der Neutralen. Diese Art Esel weiß nicht genau, was ein Neutraler ist. Sie hält „neutral" für ein Wort, das jemand bedeutet, der Deutschland feindlich sein müßte, es aber nicht ist, und denkt, daß das Wort einen Untertanen des Verbandes bedeuten sollte. Diese Art „neugieriger Esel" würde aller Wahrscheinlichkeit nach Amerika beschuldigen, seine Neutralität gebrochen zu haben, wenn es imstande und willens wäre, Deutschland Munition zu liefern, wie es an England getan hat. Er stößt aufgeregte „J-A!"-Rufe über die kleinen Nationen aus, wenn Belgien erwähnt wird; aber wenn er gegen Holland oder Griechenland aufgebracht wird, so erklärt er seine Bereitwilligkeit, gegen sie als „unbedeutende kleine Staaten" Krieg zu führen. Er kann es nicht in seinen Kopf bekommen, daß es, obwohl die Durchfahrt von Bannware-Gütern nach Deutschland eine bedenkliche Sache sein mag, noch bedenklicher sein würde, den Armeen der Mittmächte einen neuen Verbündeten zu verschaffen. Er ist bereit, alle Nationen der Erde herauszufordern. Er betrachtet das Auswärtige Amt offenbar als eine Einrichtung, die den Zweck hat, Fleisch und Munition nach Deutschland hineinzuschmuggeln. Er will keinem Auswärtigen Amt trauen, das nicht die Neutralen hinter Schloß und Riegel setzt. Man weiß kaum, ob seine Dummheit oder seine Schädlichkeit größer ist. Mrs. Wharton bemerkt in ihrem Buche „Fighting France", daß ihrer Meinung nach der feine und entschlossene Geist, in dem die Franzosen den Krieg führen, vor allem ihrer nationalen Intelligenz zu verdanken sei. Auch in England gibt es Ueberfluß an Intelligenz — aber hier besteht dauernd die Gefahr, daß sie ohne Nutzen bleibt infolge der hartnäckigen und starrsinnigen Vierfüßler, die sich ihr in den Weg stellen. An der Seite von Eseln kämpfen die Götter selbst vergebens, und obwohl es Gänse waren, die das römische Kapitol retteten, kann man ganz sicher sein, daß es nicht die Esel sind, die die bedrohte Freiheit Europas retten werden!

Wir glauben, daß nach nicht gar zu langer Zeit der Esel aus dem Parlament und den Zeitungsredaktionen entfernt werden wird, wie er aus der Kirche im Mittelalter entfernt wurde. Die Niederlage der Deutschen ist sicher, wenn der Esel aus dem Weg gehen und aufhören wird, seine Unklugheit auszuschreien."

Vom Wisent.

Das Schutzgebiet des Wisent in Bjelowjesch (Bjelowicz) Gouvernement Grodno, liegt inmitten des weiten russischen Kriegsschauplatzes und ist infolgedessen samt seinen seltenen Bewohnern arg in Mitleidenschaft gezogen worden. Es ist ein 900 Quadratwerst (36,000 Hektar) großes, wenig besiedeltes Gebiet, in welchem die Tiere durch Winterfütterung gehalten werden. Geheimrat Prof. Dr. Conwenz, Leiter der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen, ist von einem mehrtägigen Aufenthalt in Helowicz zurückgekehrt, um die Gerüchte über Verwüstung des Waldgebiets und Gefährdung des Wildbestandes zu prüfen. Allerdings ist die Zahl des Wisentwildes von 600 auf 200 heruntergegangen, zumeist durch die Schuld der wildernden Russen, doch ist seitens der deutschen Armeeleitung nunmehr das strengste Verbot des weiteren Abschusses erlassen worden; gleichzeitig wurde ein höherer Forstbeamter mit der Beaufsichtigung des Waldes und der Pflege des Wildes betraut. Uebrigens war der Wisent, der in Rußland außerdem nur noch im Kaukasus vorkommt, seit 1892 bereits von der russischen Regierung geschützt, und der Abschuß eines Tieres bei 500 Rubel Strafe verboten. — In Deutschland lebt der Wisent in etwa 30 Exemplaren nur noch in dem eingezäunten, etwa 11,000 Hektar umfassenden Jagdgebiete des Fürsten Pleß.

— Je weniger die Menschen einzusetzen haben, um so mehr haben sie auszusetzen.

— Bei einem starken Hirsch wächst das Geweih durchschnittlich den Tag einen Zentimeter.

— Kurhessen hat mit seinen 154 Quadratmeilen eine Zollgrenze von nicht weniger als 154 Meilen.